

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 6

Artikel: Briefe über sich selbst und das eigene Werk
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konsumenten zu machen gezwungen sind. *Es sollte an Leistungen dieser Art der gleiche Maßstab angelegt werden, wie wenn sie der Steuerzahler bewilligen müßte. Kostspielige Wünsche an die Kraftwerke sind immer nur scheinbar eine Entlastung des Steuerzahlers, was der Bürger und Elektrizitätskonsument nie vergessen sollte.*

BRIEFE ÜBER SICH SELBST UND DAS EIGENE WERK

VON HERMANN HESSE

Aus meiner Antwort auf einen ungewöhnlich schönen und ernsten Leserbrief April 1952:

Lieber Herr L.

Ihr Brief kommt zu spät, um mit einer seiner würdigen Antwort bedacht zu werden, und zu spät kommen auch Ihre freundlichen Wünsche für weitere Lebens- und Arbeitsjahre.

Nicht zu spät aber kam Ihr lieber Brief, um mir das Herz zu erwärmen und mir die Freude zu machen, mich von einem Leser im Kern verstanden zu sehen. Das ist selten und schön, und da es mir auf die Zahl nicht ankommt, wiegt mir solch ein Brief tausend Mißverständnisse auf.

Es ist unwahrscheinlich, daß ich noch einmal dazu kommen werde, Rechenschaft über die Quellen zu geben, aus denen ich Wissen geschöpft habe. Aber diese Quellen sind alle jener Epoche angehörig, in der die Menschheit, wie ich glaube, des Denkens am fähigsten war, sagen wir etwa dem 9. bis 4. Jahrhundert vor Christus, und ich habe nichts dagegen, wenn man da auch noch das neue Testament mitrechnet, wenigstens soweit es Bericht vom Leben und den Reden Jesu ist. Was später philosophiert wurde, wiegt für mich nicht sehr schwer, wenn auch natürlich die alten Erkenntnisse der paradiesischen Denkzeit immer wieder auftauchen, wie sie ja auch in meinen Schriften wieder für einen Augenblick neu gesehen und formuliert werden. Die Upanishaden, Buddha, die Bhagavad Gita, das alte Testament, die Chinesen vom I Ging bis Tschuang Tse, dazu die griechischen Denker bis und mit Sokrates, das etwa ist die Welt, die ich

meine. Man hat es später in vielen Dingen weiter gebracht, nicht nur im Kriegführen, auch im Musizieren, Malen etc., aber im Denken nicht.

* * *

Febr. 52

Lieber Herr Dr. G.

Danke für Ihren Brief. Wir denken Ihrer recht oft und wenn wir von Ihnen sprechen, erinnere ich mich stets eines Abends in Zürich, in dem Sie mir ein wenig Einblick in die Art Ihrer damaligen Arbeit gaben. Ich hatte von diesem Gespräch vor allem deshalb einen starken und schönen Eindruck, weil ich da eine seltene Begabung genau auf dem richtigen, Ihr gemäßen Arbeitsfeld tätig sah, während die große Mehrzahl von Fehl-Existenzen, mit denen meine Korrespondenz mich zusammenbrachte, darauf beruhten, daß Beruf und Person sich miteinander nicht vertrugen.

Mit Ihnen bin ich betrübt darüber, daß Sie die Möglichkeit nicht mehr haben, Ihrer forschenden Begabung mit Leidenschaft zu leben. Ich kann mitfühlen, denn es geht mir, so verschieden sonst unsre Situationen sind, in Einer Hinsicht gleich wie Ihnen: ich wäre eigentlich ein Künstler, ein kleiner Dichter, der aus den Stoffen, die ihm das Leben zuführt, mit Hilfe der Sprache seine Gebilde formt, über meine halb spielerische, halb leidenschaftliche Kleinarbeit gebeugt wie ein Forscher übers Mikroskop, sein Vokabular und seine Syntax peinlich sauber haltend wie ein guter Maler seine Palette. Aber mit der leidigen Berühmtheit und mit dem Gang der Weltgeschichte ist mir Spiel und Arbeit aus den Händen gewunden worden und das Leben verbraucht mich seit langen Jahren jeden Tag auf eine mir zuwider Art für Aufgaben, die ich im Grunde als mir nicht gemäß empfinde. Insofern ähneln sich unsere Schicksale ein wenig.

Die Ergebung in diese Lage ist unsre Aufgabe, vielmehr nicht die bloße Ergebung, sondern das «to make the best of it», das Finden einer Sinngebung für das zunächst als unsinnig Empfundene.

* * *

Oktober 51

Lieber Herr Professor Zeller

Herzlich hat der Brief mich gefreut, den Sie mir nach dem Lesen von «Verlobung» und «Klein u. Wagner» geschrieben haben. Sie haben mit Ihren Worten jene eigentümliche Art von Pietät und Schonung, die der Schwabe (der gute Schwabe wenigstens) schon mit

seiner Vorliebe für das Diminutiv bekundet, genau beschrieben, es hat mir große Freude gemacht. Und darüber fiel auch ein kleiner Zug im Glasperlenspiel mir ein: jener Vers von Rückert mit der Endung «...ein Büchlein schreiben». Das «lein» hat dort den selben Sinn wie das «le» des Schwaben.

Ebenso gefreut hat mich, daß Sie gefunden haben, die beiden Erzählungen (die immerhin etwa 14 Jahre auseinander liegen) vertragen sich beim Lesen trotz allem gut miteinander. Es haben sehr viele Leser das Gegenteil gefunden, und es gibt ja auch eine recht große Zahl von Lesern, die es nie verziehen haben, daß der Autor des Camenzind und des Knulp zum Demian und Steppenwolf entartet ist. Und auch ich selber habe die Einheit von Camenzind und Demian, von «Verlobung» und «Klein u. Wagner» durchaus nicht immer empfunden, sondern mich innerlich dagegen gewehrt, daß ein Rückweg vom Demian zu den schwäbisch-harmlosen Erzählungen meiner Jugend nicht möglich war, und daß eine gewisse Behaglichkeit und heimatliche Nestwärme hatte geopfert werden müssen, um die spätern Stufen zu erreichen.

Addio, und bitte erfreuen Sie mich noch oft mit Ihren Grüßen, sie sind mir stets willkommen. Herzlich Ihr

* * *

An eine Abiturientin, die einen Vortrag über den Steppenwolf hielt und mich um Hilfe gegen die Einwürfe und Fragen ihrer Kameradinnen bat.

März 1951

Liebes Fräulein

Es tut mir leid, aber ich kann ihnen den Steppenwolf nicht erklären. In dem Nachwort, das ich vor einigen Jahren der Ausgabe der Büchergilde mitgegeben habe, habe ich ja angedeutet, wie ich es meine. Aber das Problem, das Harry Haller zu bewältigen hat, wird von ganz jungen Lesern niemals in seiner Kompliziertheit ganz erfaßt werden können. — Das ist aber auch gar nicht nötig. Sie haben ja an sich selbst erfahren, daß man ein solches Buch lieben und sich zu eigen machen kann, auch ohne es genau analysieren zu können. Damit haben Sie den Zugang zum Steppenwolf und zu allen meinen Büchern schon gefunden, das Verständnis wird sich von selbst weiter bilden.

Ohne Sie belehren zu wollen, erlaube ich mir, noch einen Rat auszusprechen: Wenn andre ein Buch oder Kunstwerk, das Ihnen

lieb ist, ablehnen, dann ist es unnütz sich dagegen zu wehren oder das Buch verteidigen zu wollen. Man soll zu seiner Liebe stehn und soll sie bekennen, gewiß, aber man soll sich über den Gegenstand dieser Liebe nicht streiten. Es führt zu nichts. Die Bücher der Dichter bedürfen weder der Erklärung noch der Verteidigung, sie sind überaus geduldig und können warten, und wenn sie etwas wert sind, dann leben sie meistens länger als alle die, die über sie streiten.

* * *

Januar 1953

Lieber Thomas Mann

Mit Ihrem lieben Brief haben Sie mir sehr wohlgetan, ich bin dankbar dafür.

Eine neue Erzählung von Ihnen der Vollendung nahe zu wissen, ist auch ein Plus; man hat wieder etwas, worauf man sich freut und neugierig ist.

Ein merkwürdiges Geheimnis ist es um unser Gefühl (denn es ist durchaus auch das meine), es sei unser Werk nicht zum «Eigentlichen» zu zählen, nicht zum absolut Gültigen und Echten, zum Klassischen und Fortdauernden. Zum Teil beruht dies Gefühl ja auf etwas Objektivem, auf der Tatsache, daß die Echten und Großen, die Klassischen, eben jene Probe überstanden haben, die den Lebenden noch bevorsteht. Sie haben die Periode, da die Welt ihrer satt war und neue Größen rühmte, und die ja oft recht lang dauern kann, überlebt, sie sind aus dem Grab und der Versenkung wieder auf-erstanden.

Aber mir scheint, es ist nicht nur das. Sondern es gibt unter den Künstlern, wie unter den andern Leuten auch, den Typ, der das Glück und die Frechheit hat, an sich zu glauben und auf sich stolz zu sein, Leute wie den Benvenuto Cellini etwa, vielleicht gehören auch Hebbel, Victor Hugo, vielleicht auch G. Hauptmann zu diesem Typ, und außerdem noch viele Kleine, die eine ihnen nicht bestimmte Größe und Dauer in einem pathetischen Selbstgefühl vorwegnehmen. Und zu diesem Typ, es mag um uns sonst stehen wie es möge, gehören wir nicht.

Möchten Sie bald wieder Geborgenheit und Wohnlichkeit um sich fühlen! Ich denke Ihrer froher, seit ich Sie in Erlenbach weiß. Und Ihren wunderschönen Gesang auf die Vergänglichkeit habe ich wie guten Wein geschlürft.

H. H.

* * *

April 53

An Vasant Ghaneker
in Hyderabad

Lieber Herr Ghaneker

Danke für Ihren schönen Brief, er hat mir Freude gemacht. Antworten kann ich Ihnen darauf nicht viel, ich bin alt und leidend, und es sind dreißig Jahre her, seit ich den «Siddhartha» geschrieben habe.

Mir scheint, Sie haben mit Ihren Einwänden gegen die Entwicklung Siddharthas ganz Recht, wenn Sie nämlich in meiner Erzählung etwas Paradigmatisches und Erzieherisches sehen, eine Art von Anweisung zur Weisheit und zum richtigen Leben. Aber das ist meine Erzählung nicht. Wenn ich einen Siddhartha hätte schildern wollen, der Nirvana oder die Vollkommenheit erreicht, dann hätte ich mich in etwas hinein phantasieren müssen, was ich nur aus Büchern und Ahnungen, nicht aber aus eigenem Erleben kannte. Das konnte und wollte ich aber nicht, sondern ich wollte in meiner indischen Legende nur solche innere Entwicklungen und Zustände darstellen, die ich wirklich kannte und wirklich selbst erlebt hatte. Ich bin nicht ein Lehrer und Führer, sondern ein Bekenner, ein Strebender und Suchender, der den Menschen nichts anderes zu geben hat als das möglichst wahrhaftige Bekenntnis dessen, was ihm in seinem Leben geschehen und wichtig geworden ist.

Als ich den Siddhartha schrieb, in einer ernsten und intensiven Zeit meines Lebens, war es mir ein Herzenswunsch, das kleine Buch möchte auch in Indien gelesen und beurteilt werden. Es hat dreißig Jahre gedauert, bis er erfüllt wurde. Daß ich es im hohen Alter doch noch erlebt habe, danke ich Ihnen.

Seien Sie herzlich begrüßt von Ihrem

* * *

März 1955

aus dem Brief an einen Freund

... Du weißt, ich habe zeitlebens ein sehr großes Maß an Einsamkeit und Absonderung gebraucht, ich habe nie an einer Dichter- oder Intellektuellentagung teilgenommen und gehöre nicht einmal dem PEN-Club an. Aber das war und ist eine physische, eine lebensökonomische Absonderung, nicht eine seelische. Ich hatte stets das Bedürfnis, zu lieben und womöglich Liebe zu erwecken, und hatte das besonders stark den Kollegen und Kameraden gegenüber. Ich bin, alles in allem, trotz meiner Zurückgezogenheit ein guter Kamerad gewesen, habe mit vielen Kollegen Bücher getauscht, bin ihnen

ein aufmerksamer und wohlwollender Leser gewesen, habe mit manchem von ihnen durch Jahrzehnte Briefe gewechselt. . . . Heut sind es ganz wenige mehr, zu denen ich das unbedingt vertrauensvolle und liebevolle Verhältnis von früher weiter pflegen kann. Sie sterben weg, Alte und Jüngere, und von den jüngsten Generationen trennt mich allzu Vieles, als daß die Beziehungen herzlich werden könnten. Nicht nur daß ihre Sprache und ihre Formprobleme nicht mehr die meinen sind, sondern es sind ihre Erlebnisse, es ist die ganze Art ihrer Existenz, es sind ihre Sorgen und Freuden andre als die meinen.

In letzter Zeit habe ich wieder zwei von jenen Kollegen verloren, denen ich mich liebevoll verbunden wußte, Ernst Penzoldt und die Monique Saint-Hélier.

Penzoldt kannte ich von zwei ganz kurzen Begegnungen her persönlich, auch haben wir manche Briefe gewechselt, und die seinen waren zuweilen mit sehr begabten und originellen Zeichnungen geschmückt. Einmal sandte er mir eine kleine farbige Zeichnung, Feder und Aquarell, sie stellte eine Vogelfeder dar und war so außerordentlich zart und naturtreu, daß manche Besuche, denen ich sie zeigte, sich täuschen ließen und die Finger spitzten, um die hauchleichte Feder anzufassen. Das Blättchen hatte ich jahrelang in meinem kleinern Studierzimmer hängen, wo der beste Teil meiner Bibliothek steht und wohin ich nur ganz selten einen Gast führe. Mit dem Zeichnen und Illustrieren hatte es auch unser allerletzter Briefwechsel zu tun. Es gibt eine kleine späte Erzählung von mir, die Penzoldt besonders gern mochte, zu ihr hatte er eine Anzahl Illustrationen entworfen und mir zum Ansehen geschickt. Sein Wunsch war, meinen Text mit seinen Zeichnungen irgendwo verlegt zu sehen. Aber auf den Brief, mit dem ich ihm die Zeichnungen wieder zustellte, kam keine Antwort mehr, er lag krank, und bald darauf ist der liebe hochbegabte Mann gestorben. Du wirst fragen, welches Buch von ihm ich am meisten liebe. Es ist «Der arme Chatterton».

Und nun ist nochmals eine mir teure und ehrwürdige Gestalt hingeschwunden, eine der paar großen Dichterinnen ihrer Generation, Monique Saint-Hélier. Ich habe sie nie gesehen, stand auch nicht mit ihr im Briefwechsel, und wurde erst ziemlich spät mit ihrem Werk bekannt, einer Folge von Romanen von ganz einzigartiger Fülle und Intensität der Bilder. Die geheimnisvolle Frau, jahrzehntelang leidend, in der welschen Schweiz geboren und in Frankreich verheiratet, hat sich in diesen großartigen Bilderfolgen eine Behausung und Seelenheimat geschaffen, in die der Leser nur auf die Weise einzutreten vermag, wie ein Schlafender in die Welt der Träume eintritt. Wer diese Hingabe zu vollziehen vermag, findet in diesen Dichtungen eine magisch belichtete Welt, durch die zu wandeln eine richtige Bezauberung bedeutet.

In Deutschland war die Dichterin vollkommen unbekannt. Es gelang mir, Freund Suhrkamp für eine deutsche Ausgabe zu gewinnen, und ihm wieder gelang es, für den letzten Roman, den «Eisvogel», eine vollwertige Übersetzerin zu finden. Vermutlich war das Zustandkommen dieser deutschen Ausgabe der Anlaß eines späten Austausches zwischen der Dichterin und mir, sie sandte mir ihre drei letzten Bücher zu, schien auch zu meinen Dichtungen eine Sympathie zu haben. Doch blieb es bei dieser beinah wortlosen Ansprache aus respektabler Distanz. Dann erfuhr ich aus der Zeitung *Monique's Tod*, sie war annähernd im selben Alter wie Penzoldt, beide viel jünger als ich. Und dann, bald nachdem die Todesnachricht mich tief betrübt hatte, wurde mir mitgeteilt, daß sie ein neues, fertiges Buch hinterlassen und das Buch mir gewidmet habe. Und wieder eine Woche später brachte die Post mir ein Exemplar des Buches («*L'arrosoir rouge*») mit der handschriftlichen Widmung: «*Pour H. H. Un plus bel arrosoir arrivera dans quelques jours. J'avais hâte de savoir celui-ci dans vos mains.*» Die Zeilen müssen in den letzten Tagen vor ihrem Tode geschrieben sein.

ZWEI HAMLET-SZENEN ALS SPIEGEL DES SHAKESPEARESCHEN DRAMAS

VON MAX LUTHI

Vorabdruck aus dem demnächst im Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin,
erscheinenden Buch *Shakespeares Dramen*

Von zwei Szenen aus dem *Hamlet* sollen einige Wesenszüge nicht nur dieses, sondern des Shakespeareschen Dramas überhaupt abgelesen werden.

Die den *Hamlet* eröffnende Wachtszene beginnt mit soldatischem Paroleauswechseln, mit knapper Hin- und Widerrede: «Wer da? — Nein, mir antwortet: steht und gebt euch kund. — Lang lebe der König! — Bernardo? — Er selbst. — Ihr kommt gewissenhaft auf Eure Stunde. — Es schlug schon zwölf; mach dich zu Bett, Francisco. — Dank für die Ablösung! 's ist bitter kalt, und mir ist schlimm zumut. — War Eure Wache ruhig? — Alles mausestill. — Nun, gute Nacht! Wenn Ihr auf meine Wachtgefährten stoßt, Horatio und Mar-